

ES IST BEIDES DA

Kenneth Anders
und Myrthe Jentgens

Über den Selbsterhalt in zerrissener Zeit



UND ES IST
BEIDES WAHR

Kenneth Anders und Myrthe Jentgens

Es ist beides da, und es ist beides wahr

Über den Selbsterhalt in zerrissener Zeit



Foto: Steffen Groß

Kenneth Anders

geboren 1969 in Naumburg/Saale,
ist Kulturwissenschaftler
und wohnt im Oderbruch.



Foto: Alexander Reiske

Myrthe Jentgens

geboren 1980 in den Niederlanden,
ist Historikerin. Sie lebt im Wend-
land, schreibt, singt und arbeitet
in der Landwirtschaft.

Alle Rechte vorbehalten.
2025 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de
ISBN 978 3 944249 48-3

Inhalt

Am Abendbrottisch	5
Am Frühstückstisch	12
Der Grund eines gelingenden Gesprächs ist die Erfahrung	18
Grenzen ziehen für den Selbsterhalt?	22
Tiere halten	28
Landwirtschaftliche Verordnungen	39
Handwerk, Selbsterhalt und Nahrung	50
Unsere ‚selige Freiheit‘	56
Aus der Verbundenheit wächst die Wahrnehmung	65
Öffentlich Sprechen	80
Das Land, wo Milch und Honig fließen	90
Erfahrungen in der Lehre	104
Die Wissenschaft zu Besuch bei der Praxis	114
Die Praxis bemüht sich um Wissenschaftlichkeit	119
Große Gefühle	124
Laut und leise	130

Moderne Medizin	135
Über die Komplizenschaft mit dem Arzt	143
Wurzeln und Flügel	147
Im Regen feiern.....	155
„Früchte der Tröstung“	164
Albtraum und Elb-Wirklichkeit	173
„Demokratie verteidigen“	177
Mindestens drei	181
Wie Antje einen Raum gestaltet	192
Der Verlust einer Alternative	200
Kirchenpop	207
Das Krippenspiel	212
Unser Weihnachtsspiel	214
Worauf es ankommt: die Beziehung	
Ein kleines Resümee (K.A.)	219
Worauf es ankommt: die Beziehung	
Ein kleines Resümee (M.J.)	226

Am Abendbrottisch

K.A.

„Kind, schmaddel nicht mit dem Essen!“ Diese Aufforderung meiner Frau hörte ich vor drei Jahren, als ich das Haus betrat. Es war abends, die anderen hatten schon angefangen zu essen, ich war spät dran. Schnell streifte ich die Schuhe ab und setzte mich dazu. Ein glückliches Gefühl durchströmte mich. Meine Tochter war damals 12 Jahre alt, sie war auf einmal recht groß geworden und sah beinahe aus wie eine junge Frau. Als Vater bedauert man manchmal das Tempo, in dem die Kinder einem entwachsen. Deshalb genoss ich es damals, dass meine Tochter noch ihre hohe Kinderstimme hatte und auch ansonsten keinen großen Ehrgeiz an den Tag legte, die Kindheit hinter sich zu lassen. Und deshalb machte es mich auch auf eine leise Weise glücklich, wenn sie manchmal noch wie ein kleines Mädchen mit dem Essen spielte. Man kennt das von Großeltern: Sie haben es gern, wenn die Kleinen klein sind.

Es fühlt sich seltsam an, in einem Sachtext über derartige private Dinge zu schreiben. Tatsächlich habe ich oft das Gefühl, die Dinge, die mich glücklich machen, besser für mich zu behalten. Es ist, als mache man sich angreifbar, als setze man sein Glück aufs Spiel.

Aber es ist auch nicht einfacher, von seinem Unglück zu sprechen, obwohl das manchmal durchaus angebracht wäre. Wenn die eigenen Ansprüche an das Leben nicht aufgehen wollen, dann muss man irgendwo hin damit. Nicht als ewiges Jammern, aber doch als ein Zeichen an die anderen: Hier ist etwas nicht in Ordnung! Ich denke an die Corona-Zeit. Es war nicht wichtig, was wir dachten und fühlten, wir wurden die ganze Zeit nur ermahnt, gewarnt, geradezu angeschrien. Das Unglück der Kinder, die Verzweiflung der Erwachsenen, die demütigenden Verhaltensregeln, all das wurde zu einer privaten Angelegenheit, obwohl es doch nötig gewesen wäre, es zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen.

Kommen wir noch einmal auf das Glück am Abendbrottisch zurück: Die Künstler Ingke Günter und Jörg Wagner sind Abendbrotforscher. Das klingt absurd, was soll man da forschen? Wer Ihnen zuhört, versteht jedoch, dass sie einer interessanten Sache nachgehen. Sie haben festgestellt, dass das Abendbrot mit Schnitte und Belag die Kulturmahlzeit der Deutschen ist. Es ist regelmäßig, variabel und immer aufnahmefähig für die Reste aus dem Kühlschrank. Vor allem ist es kommunikativ: Bei keiner anderen Mahlzeit wird so viel gesprochen, werden Erlebnisse ausgetauscht, Aufgaben für die nächsten Tage verteilt, wird gelacht und erzählt. Ich habe vor Jahren an einem „Abendbrotkongress“ der beiden Künstler teilgenommen. Wir waren

alle verblüfft, dass wir selbst noch nie über etwas so Prägendes in unserem Leben genauer nachgedacht hatten. Mit wildfremden Menschen saß man am Tisch und schmierte sich eine Stulle, reichte sich Gürkchen oder fragte am Nachbartisch, ob noch Wurst übrig sei. Dazu gab es Tee und Bier. Zwischendurch brachen wir in lautes Lachen aus, denn wir sollten auszählen, bei wem das Abendbrot auf dem Teller und bei wem es auf dem Holzbrettchen gegessen wurde – oder wer das Brot in die Hand nimmt, und wer es mit Messer und Gabel isst. Am Ende waren wir alle glücklich.

Dieses Erlebnis ist mir in Erinnerung geblieben; als eine Kraft, die entsteht, wenn das Leben der einzelnen Menschen aus dem Privaten in einen gemeinsamen Horizont übergeht. Natürlich soll jeder seine privaten Angelegenheiten für sich allein behalten dürfen. Aber dass sich das eigene Glück und auch der eigene, oft versagte Glücksanspruch auf einer sozialen Ebene wiederfinden können, das ist doch ein wichtiges Merkmal guter, funktionierender Gesellschaften. Wie wird diese Beziehung hergestellt?

Die Verbindung des persönlichen Horizonts mit dem gesellschaftlichen Diskurs ist eine Sache der Kommunikation. Es gibt Menschen und Institutionen, die dafür bezahlt werden, sie zu organisieren. Die Journalisten sollen tausende Perspektiven und Argumente aufgreifen und darüber berichten, sodass wir die Welt verstehen und in ihr urteilen können. Es ist die Aufgabe der

Politiker, aus den vielen persönlichen Wünschen und Sorgen eine soziale Gestaltungsaufgabe zu machen. Es ist eine Angelegenheit der Künste, die einzelnen Schicksale in einen ästhetischen Horizont zu stellen, der wiederum die Identifikation und das Miterleben aller ermöglicht. Viele Wissenschaften sollen das Individuum im Kontext einer gesellschaftlichen Umwelt begreifen. Das Recht geht vom Schutz der individuellen Würde aus, im Vertrauen darauf, dass dies letztlich zum Wohl aller ist. Und für jene, denen es noch etwas bedeutet: Die Pfarrer in den Kirchen hätten die Aufgabe, das Hoffen und Bangen der Menschen zu hören und es auf eine frohe Botschaft für alle zu beziehen.

Aber wenn ich mir diese ganzen Felder anschau, habe ich den Eindruck, dass sie nicht mehr lebendig sind. Sie sind abgesperrt mit rot-weißem Flatterband, wie die Spielplätze in der Corona-Zeit, und sie sind versehen mit Lautsprechern, aus denen ununterbrochen Warnsignale und große Töne gespuckt werden. Die Kirchen arbeiten nicht mehr an der frohen Botschaft, in der jedes kleine Leben wirklich gemeint ist. Die öffentlichen Medien belehren und erziehen, statt dem Ausdruck der Menschen zu dienen. Die Politik verschanzt sich in einer kalkulierenden und unehrlichen Sprache, statt zuzuhören und ins Gespräch zu kommen. Die meisten Künste sind sich zu schade, das ganz normale Leben der Menschen zu verarbeiten und in ihm Größe, Tragik und Witz zu finden, stattdessen

gebärden sie sich als Agenturen der Transformation. Die Wissenschaften scheinen überhaupt niemandem mehr verpflichtet zu sein – außer natürlich ihren Geldgebern. Und das Vertrauen in die Arbeit des Rechts als einer Geltendmachung des Individuums gegenüber dem Staat hat in den letzten Jahren zumindest schwere Schlagseite bekommen.

Aber was soll aus einer solchen Gesellschaft werden, die sich gegenüber dem Glück und Unglück der Menschen derartig abriegelt? In der von früh bis spät gedroht, nachgeplappert und agitiert wird? Ich sprach unlängst mit einem Kommunalpolitiker in meiner Region. Er sagte es ganz einfach: Die Menschen wenden sich ab.

Wir erleben gerade eine Gesellschaft, in der nicht einmal mehr der Versuch gemacht wird, den Menschen die Aussicht auf ein gutes Leben zu geben. Wir hören eine öffentliche Sprache, die ihnen gänzlich das Gefühl verweigert, dass ihre eigenen Beobachtungen irgendeine Rolle spielen. Und wir sehen uns einer Welttrittungsrhetorik ausgesetzt, in der wir alle gar nicht vorkommen. Weder sollen wir mit unserem Glück, für das wir uns offenbar schämen müssen, einen Beitrag leisten, noch ist unser Unglück von irgendeinem Interesse. Wann war zuletzt eine Kultur mit so geringer utopischer Kraft ausgestattet?

Es geht mir nicht um die Errichtung von Utopien, denn diese wachsen sich zu totalitären Systemen aus,